

kungen“: „Die Verhütung der Neurose ist nur möglich durch eine Psychologie, die den Menschen als eine Ganzheit, eine Einheit in jedem Sinne und als zielgerichtet im Hinblick auf die Forderungen des Lebens und Zusammenlebens erfaßt ... Sind es die selbstischen Werte, wie Glück, Genuß, Erfolg, Besitz, Macht um der Macht willen, Prestige, die als Endwert, als absoluter Wert dem Leben erst einen Sinn geben sollen, so hat das Leben nur so lange einen Sinn, als die Verwirklichung dieser Werte gesichert ist. Andernfalls wird das Leben sinnlos bis zum Zusammenbruch in Neurose, Süchten oder Verwahrlosung, im schlimmsten Falle in Verbrechen, Psychose oder Selbstmord. Das ist die Weltanschauung des Materialismus ... Die verweichlichende materialistische Weltanschauung hat die Psychose großgezüchtet und damit auch die Widerstandskraft gegen organische Erkrankungen herabgesetzt.“

Darum treiben die genannten Theorien mit immanenter Notwendigkeit über sich selbst hinaus und zwingen zu den letzten, entscheidendsten Fragen des Daseins. Sie zwingen vor allem zur Frage nach Gott. Die Gottesfrage ist jedem Menschen schlechthin die Lebensfrage, sie ist das „megiston mathema“, der erhabenste, wichtigste und wesentlichste Gegenstand des menschlichen Geistes. Sie ist auch für den kranken Menschen, den leiblich wie seelisch kranken, wie für den Arzt, der ihm Hilfe bringen soll, letzten Endes die entscheidendste Frage. Auf dem Kongreß für Psychotherapie im Jahre 1927 hat Speer es in die Worte gefaßt: „Dem Psychotherapeuten, der mit ganzem Herzen an seiner Arbeit hängt, wird die Auseinandersetzung mit den höchsten Problemen der Menschheit nicht erspart bleiben. Ob früher oder später, er muß zu ihnen Stellung nehmen. Welcher Methoden er sich auch zur Behandlung seiner Patienten bedient, häufig wird er in die Lage kommen, seinen Patienten antworten zu müssen auf die Frage: ‚Was halten Sie von Gott?‘“ Natürlich! Denn Flucht vor der Gottesfrage ist Flucht des Menschen vor sich selbst, vor seinem innersten, eigensten, wahrsten Selbst.

Die Fritsch-Krise 1938 als deutsche Schicksalswende

Von MAX PRIBILLA S.J.

Obwohl Millionen das Dritte Reich erlebt und erlitten haben, ist es doch sehr schwierig, die Geschichte jener Zeit wahrheitsgemäß darzustellen. Die amtlichen Akten sind zum großen Teil vernichtet, verschleppt oder propagandistisch verfälscht. Wichtige Zeugen sind eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben und haben ihr Geheimnis ins Grab mitgenommen. Private Aufzeichnungen konnten kaum gemacht werden und mußten vor Gestapo und Bomben gerettet werden. Das Gedächtnis der meisten aber ist ein Sieb, in dem nur Weniges und Ungenaues haften blieb. So stehen heute die Historiker vor der mühsamen Aufgabe einer Art Rekonstruktion,

um aus unzähligen verstreuten Mosaiksteinen, die vorher auf ihre Echtheit zu prüfen sind, ein annähernd richtiges Bild der Nazizeit wiederherzustellen und dadurch zugleich der Verwirrung durch die Überschwemmung mit sensationslüsternen „Tatsachenberichten“ und parteipolitischen Tendenzschriften entgegenzuwirken. Da aber der Nationalsozialismus noch keineswegs der Vergangenheit angehört und das Urteil über ihn sehr praktische Folgen für die Gegenwart hat, wird auch der Historiker seine Affekte unter strenger Kontrolle halten müssen, damit er nicht seine Wunschgedanken für Geschichte ausgibt. Eine objektive Geschichte des Nationalsozialismus liegt somit an der Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit.

Als Mittelpunkt der deutschen Forschung über den genannten Zeitabschnitt ist das Münchener „Deutsche Institut für Geschichte der nationalsozialistischen Zeit“ (seit kurzem: „Institut für Zeitgeschichte“) gedacht, das sich nicht nur um die Sammlung des Materials bemüht, sondern auch durch gründliche, für die Allgemeinheit bestimmte Schriften der Aufklärung über die jüngste deutsche Vergangenheit dienen soll. Nach der etwas unglücklichen Herausgabe von „Hitlers Tischgesprächen“ (1951) liegt nun die erste amtliche Veröffentlichung vor, die genau dem Zweck des Instituts entspricht und wegen ihrer Sachlichkeit und gewandten, packenden Sprache die weiteste Beachtung im In- und Ausland verdient. Der Titel des Buches lautet: „*Schuld und Verhängnis*. Die Fritsch-Krise im Frühjahr 1938 als Wendepunkt in der Geschichte der nationalsozialistischen Zeit“¹. Sein Verfasser, der die Spannungen zwischen Wehrmacht und Nationalsozialismus an einigen Brennpunkten untersuchen will, General *Hermann Foertsch*, steht durch seine frühere Stellung im Heer und seine weitverzweigten Beziehungen den geschilderten Vorgängen nahe und ist für seine Aufgabe gut vorbereitet. Er hat keine Anstrengung gescheut, um neben dem ihm zugänglichen amtlichen Material auch die Literatur und die Aussagen noch lebender Zeugen zu verwerten. Es geht ihm darum, nicht nur die Tatsachen festzustellen, sondern auch die Beweggründe und die Verantwortung der beteiligten Personen abzuschätzen. Dabei hütet er sich bewußt vor dem, was ich in einem andern Zusammenhang (vgl. diese Zeitschrift Bd. 143, Dezember 1948, S. 173) die „Fehlerquelle einer optischen Täuschung“ genannt habe, nämlich vor der Gefahr, aus der Schau der Gegenwart den in der Vergangenheit handelnden Personen ohne weiteres ein Wissen zuzuschreiben, das heute dem rückschauenden Beurteiler leicht zu Gebote steht. So ist ein Buch entstanden, dem der Wille zur geschichtlichen Wahrheit aufgeprägt ist. Wenn es auch keine wesentlich neuen Tatsachen bringt, so werden doch die bekannten Tatsachen genau belegt, übersichtlich geordnet und mit gereiftem, gerechtem Urteil gewürdigt. Was das Vertrauen zum Verfasser noch erhöht, ist sein aufrichtiges Bekenntnis, daß auch er selbst in der Nazizeit manchem Irrtum erlegen sei — ein in deutschen Landen seltenes Eingeständnis! — und

¹ Stuttgart 1951, Deutsche Verlags-Anstalt. (239 S.) Brosch. DM 9.60; Hln. 11.50.

daß er sich nicht anmaßt, alle Rätsel zu lösen, sondern Zweifelhaftes und Ungeklärtes offen als solches anerkennt.

Den Hauptinhalt seiner Schrift bildet die sogenannte Fritsch-Krise. Darunter sind die politischen Vorgänge um den 4. Februar 1938 in Berlin verstanden. Damals wurde die Welt von der Nachricht überrascht, daß der Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg und der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Freiherr von Fritsch, den aus gesundheitlichen Gründen erbetenen Abschied erhalten hätten. Die Leitung des Auswärtigen Amtes übernahm von Ribbentrop. Gleichzeitig gab der „Führer und Reichskanzler“ bekannt: „Die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übe ich von jetzt an unmittelbar aus.“

Bevor der Verfasser Gründe und Folgen dieser tiefgehenden Umwälzungen darlegt, gibt er einen kurzen Überblick über die Geschicke der Reichswehr beziehungsweise Wehrmacht in den ersten Jahren des Dritten Reiches, wobei er manches berichtigen und aufklären kann. Danach ist die „Machtergreifung“ Hitlers am 30. Januar 1933 von der Reichswehr weder gewünscht noch begünstigt worden. Im Gegenteil hat der damalige Chef der Heeresleitung, General von Hammerstein, am 27. Januar dem Reichspräsidenten offen seine ernstesten Bedenken gegen diese „Machtergreifung“ vorgebracht und darauf die beruhigende Versicherung erhalten: „Sie werden mir doch nicht zutrauen, daß ich den österreichischen Gefreiten zum Reichskanzler mache“ (27). An Hitler selbst aber hatte von Hammerstein die Warnung gelangen lassen: „Wenn Sie legal zur Macht kommen, soll es mir recht sein. Im anderen Fall werde ich schießen“ (21). Daß die Reichswehr vor dem 30. Januar einen Putsch geplant habe, um die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler zu verhüten, ist freilich unrichtig. Somit verrät schon der Beginn der Hitlerherrschaft die Spannung zwischen Heer und Partei.

Ein zweiter kritischer Tag war der 30. Juni 1934, der Tag des sogenannten Röhmputschs, der in manchen Einzelheiten noch ungeklärt ist. Nach allem, was darüber gemeldet wird, kann sein Verlauf als ein äußerer Sieg der Reichswehr über das Machtstreben der SA betrachtet werden, der aber mit schweren Nachteilen verbunden war. Die Reichswehr ließ die furchtbaren Greuel jenes Tages, die eine Verhöhnung jeder Rechtsordnung waren, untätig geschehen und erhielt auch keine Sühne für den Meuchelmord an den Generalen von Schleicher und von Bredow. So verschärfte der 30. Juni den Kampf der Reichswehr und der Partei um die Vorherrschaft im Staat.

Nur kurz erwähnt der Verfasser den dritten kritischen Tag, den 2. August 1934, an dem der Reichswehrminister von Blomberg die sofortige Vereidigung der Soldaten auf Hitler befahl. Ob diese übereilte Vereidigung der Truppen auf Hitler nach damaligem „Verfassungsrecht“ legal oder ein Staatsstreich war, ist strittig². Jedenfalls hat die Vereidigung auf Hitler

² Die Legalität wird geleugnet in der sorgfältigen Untersuchung des bekannten Militärhistorikers Generalmajor *B. Schwertfeger* in der Heidelberger Zeitschrift „Die Wandlung“ 1949, Heft 6, S. 563—577.

persönlich — ohne Erwähnung der Verfassung — in der Folgezeit für die innere Bindung der Offiziere und Soldaten eine sehr große Rolle gespielt und sie auch dann noch an Hitler gefesselt, als sie ihn längst als Verderber des deutschen Volkes erkennen mußten.

Die Spannungen und Reibungen zwischen Armee und Partei in den ersten Jahren nach 1933 gleichen einem vorsichtigen, mißtrauischen Abtasten der beiderseitigen Kräfte, wenn sie auch die Richtung auf die „Gleichschaltung“ der Wehrmacht schon deutlich ankündigen. Der Hauptschlag gegen die Wehrmacht wurde im Frühjahr 1938 geführt und spielte sich in einem „verwirrenden Durcheinander ... von menschlichen Unzulänglichkeiten und teuflischen Gemeinheiten“ ab, wie sie seit dem 30. Januar 1933 üblich geworden waren, „seit jenem Tage, an dem sich die große Lüge in das politische Leben des deutschen Volkes eingeschlichen hatte“ (155). Auch dem Spürsinn des Verfassers ist es nicht gelungen, alle einzelnen Fäden des Intrigengespinnstes bloßzulegen. Aber was der Zweck war, ist klar ersichtlich. In einer parteipolitischen „Säuberung“ wurden Generaloberst von Fritsch und viele andere Generale, die als Gegner der Partei und auch als Gegner der sich immer klarer abzeichnenden Kriegspolitik Hitlers galten, entlassen und durch gefügigere Männer ersetzt, von denen kein entschiedener Widerstand zu besorgen war. (Über die Gesinnung der einzelnen Generale war Hitler durch das engmaschige Spionagenetz der Gestapo aufs genaueste unterrichtet.) Die Wehrmacht stand von nun an nicht mehr *neben* der Partei, sondern *unter* ihr (164), und jeder General, der etwa gegen Hitler und die Partei hätte aufbegehren wollen, war von vornherein gewarnt. Wenn man diese Vorgänge als deutsche Schicksalswende bezeichnen kann, so deshalb, weil nun die letzten Hemmungen beseitigt wurden, die den Weg in Krieg und Niederlage hätten behindern können.

Was aber den Geschehnissen des Frühjahrs 1938 ihr besonders häßliches Gepräge gibt und sie zu einer „Fritsch-Krise“ werden läßt, ist die perfide Art, in der die Entlassung des Oberbefehlshabers des Heeres begründet wurde, nämlich durch eine sittliche Diffamierung, die ihn unmöglich machen sollte. Er wurde nicht nur entlassen, sondern vorher in gemeinster Weise entehrt. Über die Methoden, die von der Gestapo in ihrem Verfahren gegen ihn angewandt wurden, liegt das Zeugnis des Verleumdeten selbst vor (120): „Eine so schmachvolle Behandlung hat zu keiner Zeit je ein Volk seinem Oberbefehlshaber des Heeres angedeihen lassen. Ich gebe das hiermit ausdrücklich zu Protokoll, damit die spätere Geschichtsschreibung weiß, wie im Jahre 1938 der Oberbefehlshaber des Heeres behandelt worden ist. Eine solche Behandlung ist nicht nur unwürdig für mich, sie ist zugleich entehrend für die ganze Armee.“ Erst lange nach seiner Entlassung wurde Fritsch von einem Ehrengericht unter dem Vorsitz Görings als gänzlich unschuldig erklärt. Aber die Verleumdung hatte ihren Zweck erreicht. Zurückblieb ein durch die erfahrene Mißhandlung seelisch gebrochener und politisch völlig entmachteter Mann.

Die Rücksichtslosigkeit, mit der Hitler seine Pläne durchsetzte und seine Gegner kaltstellte, hatte in der Folgezeit die Wirkung, auch im Heere die im Volke schon längst herrschende Überzeugung zu verbreiten, daß gegen ihn von innen nicht aufzukommen sei. Dieser fatalistischen Stimmung erlag auch Fritsch selbst, indem er seinen Freunden von jeder Erhebung gegen Hitler abriet: „Dieser Mann ist Deutschlands Schicksal und dieses Schicksal wird seinen Weg zu Ende gehen“ (179. 205).

Mit Recht bemerkt der Verfasser (213), daß in der Fritsch-Krise dem Offizierkorps zielbewußt und mit den übelsten Mitteln das moralische Rückgrat gebrochen worden sei. In dieser Feststellung liegt aber zugleich ein Werturteil. Eben die Tatsache, daß dem auf Ehre und Pflicht beruhenden deutschen Offizierkorps von einer innerlich so minderwertigen Partei das moralische Rückgrat gebrochen werden konnte, beweist deutlich, daß etwas in seinem Gefüge nicht mehr in Ordnung war; denn ein gesunder Organismus wittert die ihn bedrohenden Gefahren und wehrt sie energisch ab. Die Wehrmacht hatte wenigstens seit dem Röhm-Putsch reichlich Gelegenheit, den Charakter Hitlers genau kennenzulernen. Nur ein sehr robuster Widerstand hätte ihn auf seinem unheilvollen Wege aufhalten können. Ein Widerstand, der vor den Konsequenzen zurückschreckte, konnte ihn nur reizen, aber keinen Eindruck auf ihn machen. Hier liegt ein offenkundiges Versagen der Generalität vor. Schon nach den entsetzlichen Mordtaten des 30. Juni hatte Fritsch seine Offiziere zur strengsten Zurückhaltung in der Kritik gemahnt und resigniert gestanden: „Wir können die Politik nicht ändern, sondern müssen still unsere Pflicht tun“ (58). In seinem eigenen Fall erfuhr er das entsprechende Echo. Wohl war die Generalität, soweit sie überhaupt zuverlässige Nachrichten erhielt, über die Entlassung ihres Oberbefehlshabers und zumal seine Entehrung innerlich empört, nahm sie aber äußerlich ohne entschiedene Gegenwirkung hin. Noch bezeichnender und folgenschwerer ist ein anderer Vorgang. Nach der Besprechung der Kommandierenden Generale am 4. August 1938, bei der sie sich einmütig gegen die Kriegspolitik Hitlers aussprachen, sagte einer der Generale: „Alles, was zwei Sterne auf den Achselstücken trägt (das Abzeichen der Generale der Infanterie), sollte als Protest den Abschied nehmen“ (173). Aber ein gemeinsamer Protest kam nicht zustande, wurde nicht einmal versucht (204) und den Abschied nahmen ganze zwei. Aus dieser unentschlossenen, schwächlichen Haltung zog Hitler für sich den Schluß, daß er diesen Generalen alles bieten und sich über ihre Einwände bedenkenlos hinwegsetzen könne. Voll Verachtung erklärte er: „Den Krieg gegen die Tschechei muß ich noch mit den alten Generalen führen, den Krieg gegen England und Frankreich führe ich mit einer neuen Führerschicht“ (175).

Aber fand sich denn nun in jener Krisenzeit unter der großen Zahl der Generale kein einziger, der es — auch ohne hundertprozentige Sicherheit des Erfolges — hätte wagen können, das Zeichen zur Erhebung zu geben und den ganzen Bau von Lüge, Terror und Verbrechen zu zerschlagen? Auf die-

sen einen wäre es angekommen, nicht auf die vielen Zauderer. Unwillkürlich denkt man an das Wort von Jakob Burckhardt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ (Kapitel V): „Schicksale von Völkern und Staaten, Richtungen von ganzen Zivilisationen können daran hängen, daß ein außerordentlicher Mensch gewisse Seelenspannungen und Anstrengungen in gewissen Zeiten auszuhalten vermag.“ Die deutsche Wehrmacht verfügte in der Zeit der Fritsch-Krise über einen ganz außerordentlichen Mann. Es war der Generalstabschef des Heeres Ludwig Beck, der durch militärische Tüchtigkeit, Weitblick und Charakterstärke alle überragte und das größte Ansehen im Heere genoß³. Er durchschaute das niederträchtige Intrigenspiel der Partei und erkannte auch klar das Verderben, das mit den Kriegsplänen Hitlers für das deutsche Volk heraufzog. Warum hat er 1938 nicht „Schluß gemacht“? Der Verfasser erwähnt (65), daß Beck in jenen entscheidenden Tagen jede Erhebung der Wehrmacht gegen Hitler mit der Begründung abgelehnt habe: „Meuterei und Revolution sind Worte, die es im Lexikon eines deutschen Soldaten nicht gibt“⁴. Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Er hat in der Tat an eine Erhebung gedacht. Dafür liegt als Beweis sein eigenes klares Bekenntnis vor. Wie mir ein noch heute lebender Augen- und Ohrenzeuge (Hermann Freiherr von Lüninck) mitteilte, hat Beck später im Freundeskreise wiederholt zum Ausdruck gebracht, daß er selbst die persönliche Verantwortung dafür trage, wenn der politisch und psychologisch allein richtige Augenblick zum Eingreifen der Wehrmacht gegenüber den Rechtsbrüchen und Ehrlosigkeiten der NSDAP. nicht ausgenutzt worden sei, nämlich der Augenblick der Fritsch-Krise. Damals hätte er als Chef des Stabes nach rechtswidriger Ausschaltung des Befehlshabers des Heeres die Wehrmacht einsetzen können und einsetzen müssen. Er habe das wohl grundsätzlich erkannt, aber den richtigen Augenblick zum entscheidenden Entschluß nicht gefunden und verpaßt⁵. Offenbar hat der Druck der ungeheuren Verantwortung in einer Lage, wie sie noch niemals dem deutschen Heer gegeben war, die theoretische Erkenntnis nicht zum praktischen Entschluß kommen lassen. Beck hat freilich versucht, nach seinem Ausscheiden aus dem Heer an führender Stelle in der Widerstandsbewegung das Versäumte nachzuholen, aber die ausgeschlagene Minute ist nicht wiedergekehrt. Ob die Erhebung des Heeres Anfang 1938 geglückt wäre und welche Folgen sie gezeitigt hätte, entzieht sich menschlicher Berechnung.

³ Näheres über ihn in dieser Zeitschrift Bd. 145 (Januar 1950) S. 254–260.

⁴ Nach anderen stammt dieses Wort ursprünglich von dem Generalstabschef Graf Schlieffen († 1913), als dessen Schüler sich Beck betrachtete. Vielleicht hat Beck das Wort, das jedenfalls nicht als seine Lebensmaxime in die Geschichte eingehen darf, nur als Zitat verwendet. Bei allen Äußerungen aus der Nazizeit ist übrigens immer genau zuzusehen, ob sie die wahre Gesinnung kundgeben (was nur unter Vertrauten möglich oder ratsam war) oder gegenüber der allseitigen Bespitzelung tarnen. Das gilt selbst für Bemerkungen in geheimen Tagebüchern.

⁵ Nach dem Zeugnis des Generals Groener hat auch Fritsch selbst nicht lange nach seiner Entlassung bedauert, „nicht gehandelt zu haben“; vgl. *Friedrich Meinecke*, Die deutsche Katastrophe (Wiesbaden 1946) 144 und auch *Foertsch* 205. Die verspätete Erkenntnis der beiden großen Soldaten verdient für die Zukunft festgehalten zu werden.

Der Verfasser nennt sein Buch: Schuld und Verhängnis. Diese zwei Worte, die er auf das Verhalten der Wehrmacht zum Nationalsozialismus anwendet, könnte man überhaupt über die ganze Geschichte des Dritten Reiches schreiben. In der Tat: kein Einsichtiger wird bestreiten, daß sich viel Schicksalhafteres wie das unheilvolle Zusammentreffen widriger Umstände, viel die menschliche Fassungskraft und Voraussicht Übersteigendes in alles das gemischt hat, was wir schaudernd erlebt haben. Und doch wird es in erzieherischer Hinsicht ratsamer und nützlicher sein, bei aller Umsicht im Urteil die Aufmerksamkeit mehr auf die Schuld zu lenken, als sich bei dem doch recht nebelhaften Begriff Verhängnis zu beruhigen. Denn wenn es das wichtigste Ziel aller geschichtlichen Untersuchungen ist, aus der Vergangenheit für die Zukunft zu lernen (198), dann würde dieses Ziel notwendig verfehlt, wenn sich in unserem Falle als Ergebnis der Forschungen nur herausstellte, daß unser Volk in die größte Katastrophe seiner Geschichte geraten sei, ohne daß irgendeiner dafür schuldhaft verantwortlich wäre. Der Kern der Selbstbesinnung, die uns allen nach dem Zusammenbruch aufgegeben ist, besteht doch in der strengen Gewissensfrage, was wir anders und besser hätten machen können und müssen.

Unausweichlich drängt sich die Frage auf, wem die pflichtmäßige Sorge für die Rettung des Volkes obliegt, wenn ein verblendeter, halsstarrer und verbrecherischer „Führer“ es ins Verderben stürzt. Nach der „Machtergreifung“ und ihrer Durchführung konnte das nur die Wehrmacht sein; denn sie allein verfügte über das einzige, gegen das brutale Regime wirksame Mittel: Macht. Um dieses Mittel im entscheidenden Augenblick einsetzen zu können, hätten die Generale einer klaren politischen Einsicht und einer geschlossenen Einheit bedurft, die beide nicht vorhanden waren und — man muß ehrlich hinzufügen — nach ihrer rein militärischen Tradition nicht vorhanden sein konnten. In einer Welt, die aus den Fugen geraten war, versperrten ihnen formale Zuständigkeiten und die Rücksicht auf den legalen Instanzenweg den freien Blick auf das letztlich verpflichtende Ziel: das Wohl des Volkes. Eine militärische Führerschicht, die immer nur auf Befehl wartete und im Befehl erstarrt war, mußte — abgesehen von vielen menschlichen Armseligkeiten, die auch mit unterliefen — der notwendigen Beweglichkeit und Entschlußkraft entbehren, um einer chaotischen, gänzlich ungewohnten Situation von furchtbarer „Einmaligkeit“ gewachsen zu sein (vgl. 16. 209). Trotzdem sollte das deutsche Volk in seinem Urteil über die Generale nicht zu scharf sein; denn breiteste Massen dieses Volkes hatten doch in ihrem politischen Unverstand fanatisiert „Alle Macht dem Führer!“ geschrien und ihn an das Steuer des Staates gerufen. Der Auserkorene aber war „ein jedem wahren Rechtsbewußtsein fernstehender Charakter, ein alle verfassungsmäßigen und menschlichen Bindungen ablehnender, von Mißtrauen beseelter und von Machtstreben besessener Mann“ (159).

So endet jeder geschichtliche Rückblick auf die nationalsozialistische Zeit mit der Frage, was wir tun müssen, um die politische Ahnungslosigkeit und

Blindheit unseres Volkes zu beheben. Hier lauern nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart und Zukunft große Gefahren, die durch den Bestand einer rein formalen Demokratie nicht behoben werden. Es genügt zur näheren Einsicht in diesen Sachverhalt, das um gerechtes Abwägen ringende Buch des früheren Reichsfinanzministers Graf Schwerin von Krosigk „Es geschah in Deutschland. Menschenbilder unseres Jahrhunderts“ (Tübingen und Stuttgart 1951) durchzulesen, um zu erkennen, wie arm das deutsche Volk in seiner nach innen und außen so gefährdeten Lage an politischen Begabungen ist. Der Tübinger Professor der Rechtswissenschaft Eduard Kern beginnt seine Schrift über „Staat und Kirche in der Gegenwart“ (Hamburg 1951) mit den vielsagenden Worten: „Die meisten Deutschen besitzen nicht das Maß an politischer Bildung, das in einer Demokratie erforderlich ist. Das gilt für alle Schichten und Berufe.“ Das Urteil ist höchst niederdrückend, aber unanfechtbar. Es erinnert daran, wie sehr in unserem Volk seit jeher die staatspolitische Erziehung vernachlässigt worden ist. Die Unwissenheit in politischen Dingen ist aber eine Quelle von schweren Mißgriffen und die fruchtbare Mutter des Fanatismus; sie verleitet den Deutschen immerfort dazu, unerreichbaren Zielen nachzujagen und bei schwach entwickeltem Tatsachensinn Politik mit dem Affekt statt mit dem Verstand zu machen. In seiner Kritiklosigkeit ist er auch für Demagogen und Abenteurer sehr anfällig. Der Mangel an politischer Begabung und Schulung im deutschen Volk wird noch verschärft durch das Fehlen fester politischer Formen und einer von allen anerkannten und gewahrten politischen Tradition. Doch auf diese Zusammenhänge und ihre Tragweite brauche ich hier nicht näher einzugehen, weil sie den Lesern dieser Zeitschrift bekannt sind und in meinem Buch „Deutsche Schicksalsfragen“ (Frankfurt/Main 1950, Verlag Josef Knecht) eine ausführliche Darstellung gefunden haben. Aus allen Erwägungen über die deutsche Vergangenheit ergibt sich für Gegenwart und Zukunft die eine Lehre, mit der auch der Verfasser sein inhaltsreiches und zum Nachdenken anregendes Buch beschließt: „Wehre den Anfängen! Aus ihnen erwachsen die Folgen, die man zu spät beklagt.“